

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 30. Bromberg, den 11. April **1924.**

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(8. Fortsetzung.)

Wieser lachte. „Glauben Sie? Nun betrachten wir, welche Folgerungen dieser Gedanke zeitigte. Wir haben ja eine Religion, deren Anhänger an die Seelenwanderung glauben. Was ist nun für diese der brennendste Wunsch, die höchste Seligkeit, sich durch Gebet, durch Buße, durch Kasteiungen und Quälereien, durch Abtöten der Sinne, durch Abkehr von der Welt zu befreien von der lästigen, qualvollen Verpflichtung der unaufhörlichen Wiederbelebung, einzugehen ins Nirwana, in die endliche Vernichtung. So treibt die Angst vor der Vernichtung in ihrer letzten Konsequenz zur glühenden Sehnsucht danach. Wie wenn jemand aus Furcht vor dem Sterben Selbstmord begehen würde."

„Still, still!" sagte das Mädchen. „Man kommt."

„Nun und?"

„Ich bitte Sie um Himmelswillen, seien Sie doch still!" sagte das Mädchen flüsternd und preßte ihre Hand auf die des Deutschen.

Jetzt erscholl in ihrem Rücken die Stimme der Frau Lagrange, die in englischer Sprache fragte: „Was ist das so Wichtiges, das Sie mir anvertrauen müssen? Aber wollen wir uns nicht lieber setzen?"

„Madame", erklang die Stimme von Mr. Belridge aus dem Dunkel hinter ihnen, „es ist doch so ein eigenes beklommenes Gefühl, das mich beherrscht. Ich glaube, es ist doch besser, ich behalte meine Gedanken für mich."

„Wie Sie meinen, Mr. Herbert. Ich kann Ihnen aber nur wiederholen, was ich vorher sagte. Zaghafte Männer flößen mir keine Sympathie ein. Ein Mann, so wie ich mir immer einen rechten, echten Mann vorstelle, muß wissen, was er will."

„Das weiß ich schon, Madame. Aber wissen Sie, ich fürchte, die Birne ich noch nicht reif."

Frau Lagrange lachte. „Bei den Birnen täuscht oft die rauhe Außenseite."

Man hörte im Dunkeln, wie der junge Mann tief Atem holte.

„Sei es denn! Was ich Ihnen sagen wollte, betrifft Sie, Madame, Ich muß Ihnen gestehen, es hat noch nie ein Weib einen derart tiefen Eindruck auf mich gemacht wie Sie. Es ist ein Glück, daß es finster ist. Denn, wenn Sie mich mit Ihren herrlichen Augen anschauen, stockt mir Atem und Stimme. Sind Sie böse, Madame, daß ich Ihnen das sage?"

„Böse? Nein. Jede Frau sieht es gern, wenn sie gefällt. Sie hätten es mir gar nicht sagen müssen; es weiß auch jede Frau, wenn sie gefällt. Nur müssen Sie bedenken, daß Sie eine Braut haben, die keineswegs beglückt wäre, hörte sie, was Sie mir vorhin sagten."

„Sagen Sie, Madame", begann der junge Mann jetzt stürmischer, offenbar ermutigt durch die Nachsicht seiner Nachbarin, „ist das alles, was Sie mir auf meine Worte von vorhin zu erwidern haben?"

„Was denn noch? Ich gefalle Ihnen. Das freut mich. Sie gefallen mir so weit ja auch ganz gut. Aber Folgerungen daraus ziehen? Ich denke nicht daran. Da hätte ich sehr viel zu tun, wollte ich allen Männern gerührt und beglückt in die Arme sinken, denen ich Gefallen einflöße. Ganz abgesehen davon, daß ich verheiratet bin. Und Sie sind Bräutigam. Fühlen Sie denn nichts für Ihre kleine Braut?"

„Entschuldigung, Madame. Aber jetzt ist nicht von meiner Braut, sondern von Ihnen die Rede."

„Nein," entschied die Dame. „Ich wünsche zu wissen, was Sie von Ihrer Braut denken."

„Gott, die kleine Aly! Sie ist ein ganz lieber Kerl. Noch wie ein junges, stütziges Füllen, das man austoben lassen muß, bevor man es in die Arbeit nimmt. Jetzt schwärmt sie für den Mr. Brandson. Der dritte Schwarm von ihr, seit wir verlobt sind. Ich denke, daß sie bis zur Trauung sieben Schwärme haben wird. Unter dem tut sie's nicht. Wenn es sie freut, so mag sie meinetwegen den langen, steifleinenen deutschen Doktor auch anschwärmen. Jetzt sitzt sie mit ihm wahrscheinlich irgendwo herum, beide starren in den Mond und schwärmen. Nach der Trauung werde ich ihr Zügel und Kandare fester anlegen, den Sattel unter starkem Druck anschnallen, mit Sporen und Peitsche nicht sparen, und sie wird in einem halben Jahre, das garantiere ich Ihnen, ein gutes, frommes, englisches Haustier sein, eine Dame, mit der man Staat machen kann. Wie mein Freund John Palmer mit seiner Frau."

„Wenn Sie so denken, warum heiraten Sie dann?"

„Nach welchen Grundsätzen soll der Mann denn eine Ehe schließen, als nach denen der Vernunft?" frug Belridge. „Die Familie ist gut und verbürgt mir auch weiterhin eine erfolgversprechende Karriere, das Mädel ist nett — ja was soll ich denn noch wollen? Die glühende Liebe, das rasende Begehren, das mich überkommt, wenn Sie . . ."

„Genug", sagte Frau Lagrange energisch. „Sie gehen zu weit. Ich bitte, bleiben Sie. Ich finde meinen Weg allein. Ich wünsche mit Ihnen nicht mehr zu sprechen. Ich ersuche Sie, mich nicht mehr zu grüßen. Ich werde Ihren Gruß nicht erwidern."

Man hörte Kleiderrauschen. „Aber Madame!" rief noch die Stimme des liebenden Bräutigams, welcher der Erwählten seines Herzens nacheilte. Dann war es still.

„O, der Schuft!" rief Miß Alice. „Zügel und Kandare will er mir anlegen, den Sattelgurt fester schnallen und mit Sporen und Peitsche nicht sparen?? Da irrst du aber. Du wirst das nicht tun, du Schuft! Du nicht!"

„Das haben Sie fein eingefädelt, Miß Alice", sagte Wieser sarkastisch. „Sie und Ihre französische Freundin. Erst die Komödie in der altägyptischen Gruft, dann die Liebeserklärung, in die man den Herrn durch deutliches Entgegenkommen hineinlockt und schließlich der kalte Guß. Jetzt kann Ihr Papa sich nicht mehr weigern. Aber wozu haben Sie denn mich da in Ihre Komödie hineingezogen?"

„Weil der Papa krank ist", meinte die junge Dame naiv. „Wir brauchten doch einen Zeugen. Ich habe schon gefürchtet, wir werden das wieder verschieben müssen. Und dabei läuft Herbert schon drei Tage mit der Liebeserklärung im Leibe herum, wie mir Frau Lagrange sagte. Aber warte, du Schuft! Was? Ein junges Füllen bin ich, das man austoben lassen muß? Du wirst das Füllen noch kennen lernen."

„Meinen Sie nicht, Miß Alice, daß wir unsern Disput über die Seelenwanderung fortsetzen sollten? Woher weiß Mr. Belridge, daß Sie ein Füllen waren?"

Die junge Dame sprang auf. „Kommen Sie, Doktor, es ist spät, und Ethel wird besorgt sein. Na, die wird Augen machen, wenn ich ihr erzähle . . ."

„Ihre Frau Schwester war in die Verschwörung nicht eingeweiht?"

„Wo denken Sie hin? Sie ist viel zu ehrlich und hausbacken. Das ist gescheit. Jetzt bin ich den Herbert los. Aber glauben Sie, daß Mr. Brandson wirklich der Richtige für mich ist?"

„Sie lieben ihn doch schon über 3000 Jahre."

„Sie sind unausstehlich, Doktor."

„Wenn Sie mir folgen, so bleiben Sie beim Belridge. Der Mann ist klug, und hat die richtigen Grundsätze, wie man Frauen behandeln soll. Ich gebe Ihnen eine Wette eins zu zehn, Sie werden ihn schließlich doch noch nehmen. Und werden sich sehr wohl dabei fühlen."

„Niemals", erklärte die Kleine energisch. „Aber da ist mein Schwager John. John, wo steckst du eigentlich? Wir suchen dich schon eine ganze Weile. Nicht wahr, Doktor?"

Am nächsten Morgen explodierte die Bombe programmgemäß. Als die beiden Ärzte ihren Morgenbesuch bei Lady Palmer abstatteten, wurde ihnen mitgeteilt, daß der General das Verlöbnis seiner Tochter mit Mr. Belridge gelöst habe. Dem deutschen Arzte gegenüber war Lord Welcome offenherziger. Er bezeichnete seine Tochter als verwöhntes, verzogenes Kind, das selbst nicht wisse, was es wolle. Darum habe er zu einem erklärten Verlöbnis mit Brandson seine Zustimmung verweigert. Sonst „breche sie sicher bis zur Trauung durch die Latten."

Einige Tage darauf landeten sie in Bombay. Eine große Menge Engländer verließ das Schiff. Darunter der General mit seiner ganzen Familie, ebenso Belridge und Brandson. Da der „Francis Drake" drei Tage vor der Stadt lag, benutzten die Reisenden die Frist, Bombay und seine Umgebung in Augenschein zu nehmen. Wieser ging den ersten Tag mit Dr. Hill, den zweiten mit dem Holländer, seinem Schachpartner, und den dritten Tag mit Frau Lagrange ans Land.

Die Dame gab erst ein längeres englisches Telegramm nach Yokohama an Major Lagrange auf, dann durchstreifte sie Blacktown, das Eingeborenenviertel, da und dort eine Seltsamkeit anstaunend, eine Kleinigkeit einkaufend, die sie einem Diener übergab, der vom Schiff aus sie begleitete. Endlich betrat sie eine chinesische Bude, in der Söhne des Reiches der Mitte chinesische und japanische Kuriositäten und Drogen feil hielten. Frau Lagrange verlangte nach Mr. Huan-Ho.

„Wissen Sie, Doktor, daß dieser Huan-Ho ein Kollege von Ihnen ist? Ein berühmter Arzt, dessen kosmetische Präparate Weltruf haben? Sie sind auch in London und Paris bekannt. Der Mann verkauft sie nur hier in dieser primitiven Bude. Aber er verdient jährlich tausende von Pfunden damit."

Ein kleiner, vertrocknet aussehender Mongole erschien. In chinesischer Tracht, mit langem Zopf. Für jeden Europäer war es ein Chinamann. Wiesers durch jahrelangen Aufenthalt in Ostasien geschärfter Blick erkannte sofort den Japaner.

„Bitte, Herr Doktor," sagte Frau Lagrange in englischer Sprache zu dem Asiaten, „ich möchte eine Reihe von Ihren berühmten Mitteln. Eine Freundin, Lady Holk, hat mir eine Liste zusammengestellt."

Sie öffnete ihr Ridicule und zog ein zusammengefaltetes Papier hervor. Der Japaner entfaltete es und las es aufmerksam durch.

„Ich bedaure, Madame," sagte er dann in gutem Englisch, „daß ich nicht all die gewünschten Dinge bei der Hand habe. Aber in einer halben Stunde können Sie das Ganze in einem Paket beisammen haben."

Frau Lagrange nickte. „Kommen Sie, Doktor. Gehen wir indessen nebenan zum Frühstück."

Sie grüßte den Verkäufer und ging zur Türe. Dort hielt sie inne und kehrte dann zum Japaner zurück, der ihr nachblickend, hinter dem Verkaufstisch stehen geblieben war. Sie öffnete ihr Ridicule noch einmal und entnahm ihm ein viereckiges Paketchen, anscheinend ein Buch, das in himmelblaues Packpapier eingeschlagen war.

„Wollen Sie mir das zu dem übrigen packen," sagte sie. „Es beschwert mir die Tasche zu sehr."

Der Asiate grüßte wortlos und nahm das Paket. Frau Lagrange trat mit ihrer Begleitung auf die Straße. „War das nicht gewagt," meinte der Arzt, „dem Asiaten das Paket anzuvertrauen?"

Frau Lagrange lachte. „Ein französischer Roman, den ich vorhin in der Buchhandlung kaufte, als Sie Ihren Tabakvorrat nebenan ergänzten. Ich glaube nicht, daß Dr. Huan-Ho dafür Interesse hat."

Wieser zuckte die Achseln und betrat mit ihr das Gartenrestaurant. Nach dem Mahle holte Frau Lagrange ihr Paketchen, und sie gingen zum Schiffe zurück. Wenige Schritte trennten sie noch vom Uferkai, als sich plötzlich aus der Bettlerschar, die an der Mauer kauerte, ein alter, hagerer, halbnackter Mann erhob, mit taumelnden Schritten ihren Weg kreuzte und unmittelbar vor der erschrockenen Frau unter Krämpfen, mit Schaum vor dem Munde, zu Boden sank. Im Nu waren sie von einer Schar Eingeborener umringt, die wohl glauben mochten, sie hätten dem alten Manne etwas zu Leide getan, und drohende Rufe schollen an Wiesers Ohr. Er verstand sie nicht und achtete nicht darauf. Gespannt blickte er auf das Menschenwrack, das sich zu seinen Füßen krümmte und wand. Es war ein ganz merkwürdiges, einem Arzte ungewohntes Schauspiel. Der Körper in heftig zuckender Bewegung, wie von unerträglichen Schmerzen geschüttelt, das Gesicht friedvoll lächelnd, wie von einem spielenden Kinde, das sich sehr wohl fühlt und spielerisch ausgezogen Luftblasen aus dem Speichel an den Lippen formt, Qualen des Körpers, die das Hirn nicht verspürt, dem Bewußtsein nicht meldet.

Derartiges hatte der deutsche Arzt noch nicht gesehen. Voll ärztlicher Lernbegierde bückte er sich, und da er die heftig zappelnden Hände des Kranken nicht fassen konnte, aber den Puls gerne beobachtet hätte, legte er die flache Hand auf die Brust des Mannes, dort, wo das heftig pulsierende Herz zwischen zwei Rippen sich durch rhythmische Vorwölbungen verriet.

Die Berührung wirkte zauberhaft. Das Zappeln und Krümmen hörte augenblicklich auf. Der Kranke schlug die Augen auf, blickte Wieser erst erstaunt, dann mit schwärmendem Gesichtsausdruck an und sprach einige Worte in irgend einer, dem Arzt und seiner Begleiterin vollständig fremden Sprache.

Kaum hatte der Bettler seine Stimme erhoben, so verstummten die Schreie und Drohungen der Umstehenden. Alle blickten sie erstaunt auf den Deutschen, einzelne knieten nieder vor ihm, andere warfen sich flach auf den Boden und begannen wie entzückt vor sich hinzumurmeln.

Frau Lagrange, die anfangs über die drohende Haltung der Menge erschreckt war, frug voll Erstaunen, was das bedeuten solle.

„Ich habe keine Ahnung," sagte Wieser, gespannt den Bettler beobachtend, dessen Gesichtsausdruck ihn unbestimmt an ein anderes Antlitz erinnerte, ohne daß er hätte sagen können, an wen.

„Vielleicht können Sie mir mitteilen, was der Mann sagte," wandte sich Frau Lagrange in englischer Sprache an einen reinlicher gekleideten Eingeborenen, der ganz vorne kniete.

„Gewiß," sagte dieser. „Der heilige Mann hat in Ihrem Begleiter einen Wissenden erkannt, einen Bruder, der aus dem fernen Süden gekommen ist, um ihm zu helfen, da er schwach zu werden drohte."

„Wieso ist das ein heiliger Mann?" frug Wieser.

„Er ist ein Yoghi," belehrte ihn der Bengale. „So wie du." Und er fügte einige indische Worte hinzu.

Wieser schüttelte erstaunt den Kopf. „Mit mir müssen Sie schon in einer weißen Sprache reden," erklärte er, ohne den Blick vom Bettler abzuwenden. der plötzlich erschreckend blaß wurde.

„Es beliebt dir, Herr, im Dunkeln zu wandeln," sagte der Bengale. „Unsere Augen kannst du täuschen, nicht aber das des heiligen Mannes zu deinen Füßen. Er hat deutlich genug gesprochen."

„Was hat er denn gesagt," fragte der Arzt.

„Er hat dich als Bruder begrüßt, als Wissenden, der wie er, die Geheimnisse des Lebens und Todes meistert. Du weißt es, o Herr, die Wissenden erkennen einander an Zeichen, die wir Blinde nicht sehen. Sei uns gnädig, o Herr!"

Jetzt erhoben sich die Liegenden und Knienden und stoben eiligst auseinander. Eine Abteilung der Hafenwache war anmarschiert. Als sie die Gruppe erreichten, fanden sie Frau Lagrange aufrecht stehend, neben ihr kniete Wieser, am Boden lag der Bettler.

Nun zuckte dieser noch einmal mit Händen und Füßen, der Mund öffnete sich weit, der Körper streckte sich.

Wieser erhob sich. „Der Mann ist tot. Sonderbar! Was mag er nur von mir gewollt haben?"

„Sind Mylady oder der Gentleman von dem Kuligeschmeiß belästigt worden?" frug der Unteroffizier, der die Mannschaft führte. „Ist Ihnen vielleicht etwas von Ihren Sachen abhanden gekommen?"

Frau Lagrange musterte, was sie eingekauft. „Nein, Herr. Danke bestens."

„Es sah aus wie ein Auflauf. Derlei kommt jetzt täglich vor. Es wird notwendig sein, mal kräftig unter die Bande zu fahren. Der alte Respekt vor den Europäern ist nicht mehr da. Kann ich für Sie noch etwas tun?"

Wieser reichte dem Mann seine Zigarrentasche. „Vielleicht versuchen Sie eine von meinen Zigarren. Was geschieht mit der Leiche da?"

(Fortsetzung folgt.)

Alte Sitten und Bräuche aus dem Netzegau.

Sitten und Bräuche sind ein Spiegelbild des Volkslebens. Es ist ein Zeichen der Zersetzung, wenn die alten Sitten von der modernen Zeit gelockert und vergessen worden sind. Wehmütig kommt es einen an, wenn man in der Vergangenheit unseres Netzegaus auf einen Reichtum solcher Sitten und Bräuche stößt, die zumeist geschwunden sind. Wenigstens soll etwas davon erzählt werden.

Fangen wir mit dem Frühling an! Am Ostermorgen steht alles früh auf, um bei Sonnenaufgang das Osterlämmchen springen zu sehen und aus dem Graben Osterwasser zu schöpfen. Das soll vor Verbrennung des Gesichts durch die Sonne schützen, Sommersprossen vertreiben und den jungen Gänschen heilsam sein. Am zweiten Feiertage stehen die Jungen und jungen Burschen noch früher auf, um die Mädchen zu „stüpen". Lange vorher haben sie sich Birkenruten geschnitten und in der Hölle in ein Gefäß mit Wasser gestellt. Zum Ostertage ist das Rutenbündelchen grün geworden. Am schönsten ist's, wenn die Mädchen im Bett getroffen werden, dann werden die Füße tüchtig mit den Ruten bearbeitet. Das soll die Flöhe das ganze Jahr über fern halten. Die Mädchen verriegeln aber das ganze Haus und legen sich nur halb ausgezogen ins Bett, stehen gleich nach Mitternacht auf und schließen sich in der Kammer ein. Besonders müssen sie auf die Brüder und den Vater Acht haben; denn die stüpen sie am allerersten und öffnen auch den fremden Stüpern Türen und Fenster. Das ist eine Kriegslist auf beiden Seiten, da geht's durch Keller und Bodenluken. Hat der Stüper Erfolg, dann erhält er Stüpeier und geht ein Haus weiter. Am nächsten Morgen können sich die Mädchen rächen, aber nur Schulmädchen gehen in fremde Häuser, die erwachsenen stüpen bloß die älteren Brüder, den Vater und die nächsten Verwandten.

Die wichtigste Beschäftigung der Frauen im Frühjahr ist das Setzen der Glucken und das Pflanzen des Gemüses. Die Eier muß man in einer Pelzmütze zum Nest tragen. Wenn sie alle ins Nest gelegt, spricht die Frau: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes" und macht mit der Mütze drei Kreuze. Dann legt sie die Mütze auf die Eier, schüttelt sie und sagt: „So sollt ihr alle herauskommen." Nach acht Tagen werden die Eier „geschienen", die „klaren" werden weggenommen und nur die „düsteren" liegen gelassen. Beim Pflanzen von Kohl setzen sich die Frauen auf die frisch gepflügten Furchen: So groß soll der Kohlkopf werden. Am Johannistage muß der Kohl behackt werden, dann wird er besonders gedeihen, und der Knoblauch in Schleifen gebunden werden, dann wird die Zwiebel schön wachsen.

Wer zum Schweinemarkt fährt, muß aufpassen, wer ihm zuerst begegnet. Trifft er, wenn er vom Hofe herunterfährt, zuerst ein Mädchen oder eine Frau, dann ist es besser, er kehrt wieder um; denn ein Weib bringt immer Unglück. Das gilt nicht nur für diesen Fall. Kommt eine Frauensperson auf den Hof, wenn ein Schwein geschlachtet oder Wäsche ausgehangen wird, dann wird sie scheel angesehen, aber eine Mannesperson wird freudig begrüßt: „Willkommen, du bringst Glück." Besonders am Neujahrstage wird darauf gesehen; denn was am Neujahrstage geschieht, gilt fürs ganze Jahr.

Im Juni ist großes Waschen der Schafe in der „Schafwäsche" im „Weidebruch". Sind die Schafe trocken, dann werden sie von den Frauen auf dem „Scheunenflur" mit den großen „Schafscheren" geschoren. Dabei gibt es immer Eierkuchen und „feinen Schnaps". Nun entsteht großer Aufruhr im Dorf. Von allen Städten kommen Juden ins Dorf, um die Wolle zu kaufen. Sie schlagen sich fast um die Wolle. Das Pfund wird mit 12—20 Silbergroschen gekauft.

Im Juni, um Johanni herum, findet das Schützenfest statt. Anno 48 ist eine Schützengilde errichtet worden. Aufnahmefähig sind alle Eigentümer, die sich nichts haben zuschulden kommen lassen. Am Sonnabend abend geht der „Trommler", von der gesamten Dorfjugend begleitet, trommelnd durch alle Straßen, am Sonntag ganz früh macht ers ebenso. Nach der „Kirche" trommelt er die Schützen zusammen. Zunächst wird die Fahne, die hinter dem Altar steht, aus der Kirche abgeholt. Dann geht es vor das Haus des Königs. Dort gibt es eine kleine Bewirtung und hierauf geht es mit dem König an der Spitze zum „Schützenplatz" in den Sandbergen oder „Fichten" nahe am Dorf. Hier wird nun geschossen, und die alten Donnerbüchsen knallen laut. Eine Pfefferkuchen- und Würfelbude, „Fuchs, Vogel, die Jungfer" und ein Schankzelt sorgen für die Lustbarkeit, und unter den Bäumen tanzt das junge Volk. Wer dem „Knopf" am nächsten gekommen ist, wird König und erhält das Band, der zweitnächste wird Vizekönig, der dritte Fahnenträger. Wenns dunkel wird, geht es ins Dorf zurück zum Hause des neuen Königs. Hier gibt es eine große Bewirtung. Das Ende wird im Kruge gehalten.

Die Erntebräuche sind meist noch in Übung, so daß wir sie übergehen können.

Ein wichtiger Tag ist das Schweineschlachten. Einer aus der Freundschaft, der das am besten versteht, muß das Schwein stechen. Dann wird es im Schweintrog gebrüht und „abgekratzt", an einer Leiter hochgezogen und „ausgenommen". Die Blase wird „aufgepustet" und zum Trocknen aufgehängt, das gibt einen Geldbeutel. Die Zitzen einer Sau werden abgeschnitten und den andern Schweinen vorgeworfen. Das soll der Ferkelzucht dienlich sein. In der Stube werden die „Speckseiten" zurechtgehauen und im „Fleischkumm" in der Kammer ins Salzwasser gelegt. Am Abend wird die nähere „Freundschaft" zu einem Schmause eingeladen und den anderen etwas „hingeschickt". Am andern Tage machen die Frauen Wurst, Fleischwurst mit Knoblauch als Dauerwurst, Blut-, Leber- und Grützwurst. Es darf nur im abnehmenden Monde geschlachtet werden, bei wachsendem würde das Fleisch verderben.

Über Hochzeits- und Weihnachtsbräuche müßte wegen ihrer Reichhaltigkeit besonders und ausführlich geredet werden.

Wie an jedem Morgen, so kommt es besonders am Neujahrsmorgen darauf an, mit welchem Fuß man aufsteht, der rechte bringt Glück und der linke Unglück. Wer zu Neujahr früh aufsteht, wird das ganze Jahr über fleißig sein, wer aber Schläge bekommt, kann sich ein dickes Fell anschaffen; denn er wird sehr viel geschlagen werden. Am Tage nach Neujahr zieht der Schulmeister mit den Schulkindern von Haus zu Haus. Die Kinder singen und sagen ihr Sprüchlein her. Dann klappert der eine Junge mit der Büchse, und die Bauersfrau tut ein Geldstück hinein und holt Erbsen, Butter, Wurst, Speck u. a. für den Lehrer hervor. Am Abend kocht und bratet die Schulmeisterin für die Kinder gar trefflich, und das Geld wird verteilt.

Zu Fastnacht, am „Fastelabend", gehen die Kinder und die Armen „spetten". Dazu haben sie sich ein langes, rundes, dünnes Spießchen (Spett) geschnitten und mit einer Speckschwarte eingerieben. Sie gehen von Haus zu Haus und rufen:

> Schpett, schpett up mio Spett,
> D'anne Jaue wat jug Schwio goud fett.
> (Spieß, spieß auf mein Spett,
> Das andere Jahr wird euer Schwein gut fett.)

Sie bekommen Pfannkuchen, Bratwurst, Speck u. a., das stecken sie auf ihr „Spett". Am Abend tanzen die Schulkinder in der Schule, und der lahme Schneider Böse fidelt ihnen auf einer Saite zum Tanz.

Die Geburtstage werden nicht gefeiert. Nur dem ersten Geburtstage der Kinder wird Beachtung geschenkt. Da wird das Geburtstagskind an den Tisch geführt, auf dem Brot, Geld, ein Gesangbuch, ein Schnapsglas, Sand und ein Spiegel liegen. Wonach das Kind langt, daran kann dessen Zukunft erkannt werden. Greift es nach dem Brot, dann wird es in ehrlicher Arbeit sein Brot erwerben, nach dem Buch, dann wird es gut lernen, nach dem Geld, dann wird es reich werden, nach dem Schnapsglas, dann wird es „trinken", nach dem Sand, dann wird es bald sterben, nach dem Spiegel, dann wird das Mädchen putzsüchtig werden. Als Vornamen werden ausschließlich gebraucht: Johann, Andreas, Michael, Christoph, Peter, Daniel, Martin; Henriette, Wilhelmine (Mine), Ernestine (Tine), Christine, Johanna. Die Kinderzucht ist strenge, das erste Gebot heißt Gehorsam. Die Kinder reden die Eltern mit „Ihr" an. Die alten Leute sagen zu allen jüngeren „du". Fast undenkbar ist ein Verstoß gegen den Bibelspruch: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehn und die Alten ehren."

Wenn ein Maulwurf am Hause wühlt, dann muß jemand sterben, und wenn der Hund in der Nacht heult, wird der Tod ebenfalls Einkehr halten, oder es wird Feuer geben. Sonst hat ein Landmann vor dem Tode keine Angst, das ist ein Naturgesetz: „Sterben müssen wir alle, schließlich ist es gleich, ob's mich heute oder morgen trifft." Der Kranke läßt das Testament machen und feiert das heilige Abendmahl. Er bestimmt auch, was ihm im Sarge angezogen werden soll.

Beim Abscheiden ist meist die ganze Freundschaft, klein und groß zugegen. Der nächste Angehörige drückt dem Sterbenden die Augen zu. Sogleich wird die Uhr angehalten und der Spiegel mit schwarzem Tuch verhangen. Dann waschen die Frauen den Leichnam und legen ihn in die Kammer auf Sand. Und die Glocken melden mittags und nachmittags noch einmal den Tod im Dorfe. Am Begräbnistage wird der Tote vollständig angezogen, das Gesangbuch an den Händen im Sarge zur Schau gestellt, zu Häupten ein Tisch mit dem Kruzifix und zwei Leuchtern aus der Kirche. Acht Männer aus der Freundschaft werden als Träger bestellt. Bei kleinen Mädchen tragen junge Burschen, und bei kleinen Knaben junge Mädchen. Aus dem Glockenstuhl wird die Bahre geholt und vor dem Hause aufgestellt. Der Pastor ist vor der Schule abgestiegen und kommt mit dem Schulmeister und den „Singekindern" zum Trauerhause. Die Kinder singen ein

Sterbelied. Dann hält der Geistliche eine kurze Andacht und segnet die Leiche aus. Die Träger setzen den Sarg auf die Bahre und heben diese auf die Schultern. Die Schulkinder voran, hinter ihnen der Pastor mit dem Schulmeister, dann der Sarg, die Angehörigen mit entblößtem Haupte und die Trauergäste — so geht es unter dem Geläute der Glocken und dem Kindergesange „Jesus meine Zuversicht" zur Kirche. Hier wird ein Lied gesungen und die Leichenrede, in der besonders der Lebenslauf erwähnt wird, gehalten. Dann geht es auf den Kirchhof. Während des Zuschaufelns singen die Kinder. Dann knien die Angehörigen am Grabe nieder, die selbstverfertigten Kränze werden aufs Grab gelegt, und es geht nach Hause. Gegen Abend werden die Träger und die nächste Freundschaft zum „Begräbnis" geladen. Es ist eine große Mahlzeit, wie eine kleine Hochzeit, und nicht immer geht es ohne Angetrunkenheit ab. Jetzt folgt das Trauerjahr, in dem die Familienglieder nicht tanzen, schießen usw.

Nach einem Jahre wird in der Kirche die Danksagung bestellt. Dazu wählen sich die Angehörigen ein Sterbelied. Das wird am Schlusse des Gottesdienstes gesungen, und die Glocken läuten dazu. Es ist eine ernste Stimmung im Gotteshause und auch in den Häusern im Dorfe, in die der Glockenklang klingt. „Nach der Kirche" stehen sie dann an dem Grabe, das ein neues hölzernes Kreuz heut zum ersten Male schmückt. Und auf dem Kreuze steht: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten" oder „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn."

Friedrich Just.

Die hellsehende Dichterin.

Marie von Ebner-Eschenbach, die große Dichterin, hat uns auch ein merkwürdiges, bisher unbekanntes telepathisches Dokument hinterlassen, das von Dr. Josef Breuer in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau" mitgeteilt wird. Breuer war durch viele Jahrzehnte der Arzt und Freund der Dichterin, und eines Tages sprach er mit ihr über die Fähigkeit des Hellsehens, wobei er hervorhob, daß kein authentisches Dokument über einen Fall vorläge, in dem die Vision bereits aufgezeichnet wäre, bevor noch das damit in Zusammenhang stehende Ereignis der Hellseherin mitgeteilt sei, immer seien es später geschriebene Erinnerungen, bei denen dann eine unwillkürliche Erdichtung mitsprechen könnte. Daraufhin erklärte die Dichterin, daß sie ein solches Dokument besitze, und zwar in ihren Tagebüchern, die sie von ihrer Mädchenzeit bis in ihre letzten Lebensjahre genau geführt hat. Breuer teilt nun die beiden in Frage kommenden Stellen des Tagebuches mit. Die Dichterin war gewohnt, daß ihr inniggeliebter Bruder Graf Adolf Dubsky alljährlich im Frühsommer zur Kur nach Nauheim reiste. Es erschien ihr daher als nichts Ungewöhnliches, als er am 8. Juni 1911 von Wien abfuhr, während sie sich auf ihrem mährischen Gut Zdislavic befand. Der Bruder aber reiste nicht nach Nauheim, wie sie annahm, sondern nach Bern zu einer Operation, die man ihr sorgfältig verheimlicht hatte. Die Operation verlief gut, aber nach einigen Monaten starb der Patient doch. Im Tagebuch der Ebner findet sich nun unter dem 8. Juni 1911 folgende Eintragung: „Am Nachmittag trete ich in mein Zimmer und ans Fenster, und da steht vor mir auf dem Wege im hellen Sonnenschein, aber wie hinter einem ganz durchsichtigen Schleier mein Bruder Adolf. Er sieht herüber zu mir und grüßt mich mit der Hand wie zum Abschied. Die Vision dauerte nur eine Sekunde. Ich muß immer daran denken." Diese Erscheinung blieb die einzige derartige, die die Ebner je gehabt hat. Ob der Bruder an diesem für ihn so schicksalsschweren Tage der Abreise zur Operation viel an die inniggeliebte Schwester gedacht hat, weiß man nicht; es ist aber wohl anzunehmen. Daß die Dichterin zur Zeit der Eintragung völlig ahnungslos war, geht aus der Tagebuchaufzeichnung vom 11. Juni hervor, wo es heißt: „Die teuren Kinder haben mir verschwiegen, daß Adolf nach Bern gefahren ist, um sich operieren zu lassen. Operation hat gestern glücklich stattgefunden. Was bedeutet die Vision, die ich vor acht Tagen hatte? Als man mir von der Operation sprach, durchzuckte mich die Erinnerung daran wie ein Blitz."

Bibeln im Berliner Straßenhandel.

Auch ein Zeichen der Zeit?

Wir lesen in der „D. A. Z." folgende Betrachtung:

Unsere gärende Zeit ist voll von Gegensätzen. Während die einen im Taumel des Tages Vergessen suchen, gehen die anderen den letzten Dingen nach und klammern sich in der Not und im Zweifel ihres Herzens an das, was vielen nur noch Form ohne Inhalt war. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß nicht nur viele den Weg zur Religion zurückgefunden haben, sondern, daß auch der Hang zur Mystik sich immer mehr und oftmals in durchaus nicht wünschenswerter Weise ausbreitet.

Die Straße ist das Gesicht der Großstadt. Jede Veränderung in den Zügen dieses Gesichts läßt auf Umwandlungen in der Seele der Stadt schließen. Eine solche Veränderung, von manchem kaum bemerkt, zeigt sich seit kurzem im Straßenhandel. Zwischen Händlern mit Hosenträgern, Benzinfeuerzeugen, Büchern, Bananen, Schnürsenkeln und anderen kleinen Bedürfnissen des Alltagslebens hat sich ein Mann aufgebaut, dessen Karren sich schon äußerlich von den anderen unterscheidet. Seine Rückwand wirkt wie ein Altar oder wie die Eingangspforte zu einem Gotteshaus. „Kommt her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken!" steht in großen Lettern an der sauber gezimmerten Bretterwand. Tritt man von vorn an den Karren heran, dann findet man sorgsam ausgebreitet, zum Teil mit aufgeschlagenen Seiten, Bibeln, das Alte und das Neue Testament und sauber gebundene Gesangbücher. Es verlohnt sich, einen Blick auf die Gesichter der Vorüberflutenden zu werfen. Man erkennt, daß niemand der Karren mit den Bibeln als etwas Außergewöhnliches auffällt. Er erscheint allen als Selbstverständlichkeit und es scheint auch ganz selbstverständlich, daß hin und wieder ein paar Leute stehen bleiben, die ausgelegten Bücher mustern, und niemand befremdet es, daß ein Herr eifrig im Neuen Testament blättert, es dann in die Tasche steckt und den geforderten Preis erlegt.

Man weiß wohl, daß es in Berlin und anderswo Leute genug gibt, die, jederzeit zu billigem Spott geneigt, aus Bosheit oder Gedankenlosigkeit über diese Neuerscheinung im Straßenbild zu töricht-kritischen Bemerkungen aufgelegt sein würden. Man sieht aber niemand von dieser Sippe oder spürt wenigstens nicht ihr Vorhandensein. Man achtet die Empfindung des anderen und geht ruhig an dem Mann vorüber, der, sei es nun aus einem inneren Bedürfnis heraus oder aus Geschäftssinn am Straßenrand seine Bibeln vertreibt.

Bunte Chronik



* **Ein kurioses Wandgemälde.** Der berühmte Maler Hogarth in London wurde einst zu dem sehr reichen, aber geizigen Lord Leslie gerufen, damit er die Halle seines neuen Edelsitzes mit einem großen Wandgemälde, den Zug der Kinder Israels durchs Rote Meer, verfolgt von Pharao und seinem Heere, darstellend, ausschmücke. Der Maler forderte hundert Guineen und sagte, als ihm der Lord zwanzig geboten hatte: „Da ich mich in einer großen Geldklemme befinde, will ich die Arbeit für dieses Geld übernehmen, doch verlange ich, daß mir der Betrag im voraus bezahlt wird." Er erhielt sogleich das Geld und den Schlüssel zur Halle, damit er am nächsten Morgen sein Werk beginnen könne. Kaum war die Sonne aufgegangen, so erschien er mit einem Anstreicher, der einen großen Eimer mit ziegelroter Farbe und einen riesigen Pinsel trug. Noch ehe sich der Lord aus den Federn erhob, war die Hinterwand der Halle in ein blutiges Rot getaucht. Hogarth prüfte sein Werk, rief dann den Herrn des Hauses und sagte ihm, als er die Halle betrat: „Es ist fertig!" „Was ist fertig?" fragte der Lord erstaunt und rief mit einem Blick auf die rote Wand: „Was stellt das vor?" „Das Rote Meer," sagte Hogarth mit ernster Selbstgefälligkeit. „Das Rote Meer" stotterte der Nabob, denn er fing an, Unrat zu wittern. „Aber wo ist denn Pharao? Wo sind seine Reisigen?" „Sämtlich ertrunken!" „Wo aber — zum Kuckuck! — sind die Kinder Israels?" „Die," sagte der Maler mit einer artigen Verbeugung, „die haben bereits glücklich das andere Ufer erreicht!"

Kleine Rundschau-Ecke



* **Freundliche Nachbarn.** „Ich komme, um Ihr Piano zu stimmen." — „Aber ich habe Sie ja gar nicht bestellt." — „Aber Ihre Nachbarn haben mich bestellt."

*

* **Geständnisse.** „Ich habe mich rettungslos in Sie verliebt, Fräulein Mucki!" — „Rettungslos? Das sagen Sie nicht! Dafür gibt es noch Rettungsringe!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendlich in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.